

Predigt zum 7. Sonntag der Osterzeit (A), 20./21.05.23

Apg 1,12-14; Joh 17,1-11a

Liebe Schwestern und Brüder,

die Dramaturgie der Kar- und Ostertage, wie die Kirche sie feiert, die Erzählungen von den Begegnungen der Jünger mit dem Auferstandenen - all das versucht, uns so intensiv wie möglich das Osterereignis zu vermitteln. Wir sollen damit in die Lage versetzt werden, den wunderbaren Wechsel von Angst und Enttäuschung zu Freude und Begeisterung nach- und am besten auch mit zu vollziehen. Lebendig wird auch von allen Zwischenstufen und Rückfällen erzählt: Verwirrung und Skepsis, aufgeregter Austausch über das Erlebte, die Hängepartie zwischen der Rückkehr in einen Alltag, wie er vor der Begegnung mit Jesus war, und dem Aufbruch in etwas ganz Neues.

Seine Himmelfahrt setzt der besonderen Zeit der Begegnungen mit dem Auferstandenen ein Ende. Es ist, als hätte die Geschichte einen Augenblick den Atem der Zeit angehalten und würde ihn nun wieder fließen lassen. Die Zeit fließt wieder dem Tod entgegen, aber die Jüngergemeinde weiß jetzt um den Lebendigen, der den Tod durchschritten hat und uns diesen Weg offen hält. Und sie darf auf den versprochenen Beistand hoffen, den Geist. Er gibt ihr die Sicherheit, am Ende des Weges nicht vor eine Wand zu laufen, sondern über eine Schwelle zu schreiten in das Leben Gottes hinein. Er will die Kirche diesen Weg fröhlich gehen lassen.

Wie gestaltet sich nun diese Zwischenzeit, das Warten darauf, wie es nun weitergeht, die Zeit, in der wir stehen, zwischen Himmelfahrt und Pfingsten? Es ist wieder eine Zeit im Verborgenen. Aber wir lesen in der Apostelgeschichte nichts mehr von verschlossenen Türen, nichts mehr von der Angst und Aufgeregtheit der ersten Tage nach Ostern. Der Keimling der Kirche zehrt offenbar von den Begegnungen mit Jesus. „Sie alle verharrten dort einmütig im Gebet“. Ist das nicht schon eine vorauswirkende Frucht des kommenden Geistes? Selbst auf den Durststrecken geistlichen Lebens, wo Gott unserem Beten fern scheint, und die Worte leer und nichts sagend wirken, ist es ein Beten im Geist, gegründet zumindest auf das Versprechen, dass er, Jesus, auf diese Weise bei uns ist alle Tage bis zum Ende der Welt. Auch wenn das Beten in jenem Obergemach in Jerusalem von dieser Art war, war es nicht schon ein Anfang von Pfingsten?

Nun ja, wahrscheinlich ist es Unsinn, hier nach einer Reihenfolge von Ursache und Wirkung zu suchen. Gebet ist immer ein bisschen aus der Zeit herausgenommen, denn wir stehen dabei ausdrücklich vor Gott. Über unsere aktuelle Befindlichkeit, über unsere jeweiligen Gebetsanliegen hinweg erfahren wir dabei grundsätzlich, wer wir wirklich sind. In *seiner*

dramatischen Wartezeit zwischen Abschied und Todesangst wird uns im Johannesevangelium Jesus selbst als Betender vorgestellt. Mehr als irgendwo sonst – ob in der Verkündigung, bei seinen Wundertaten – erlebt und benennt er hier, wer er wirklich ist: der Sohn des ewigen Vaters. Was diese Worte, „Sohn“ und „Vater“, andeuten, erlebt er im Gebet als so innige Verbindung, dass ihr auch zuzutrauen ist, stärker zu sein als der Tod. Hier sammelt er Kraft für den Karfreitag.

Wenn in der Lesung beim Blick in den Gebetsraum der Kerngemeinde die Namen der Elf und Marias aufgelistet werden, wenn hier ausdrücklich erwähnt wird, wer alles dabei ist, ist das sicher kein Zufall. Im Gebet wird die Identität bestimmt – jedes Einzelnen und der Gemeinschaft insgesamt. Hier ist die Basis der Gemeinde, hier wird sich die Quelle ihrer Lebendigkeit öffnen, hier hinein, in diese betende Versammlung, teilt sich der Geist mit. Woran messen wir die Lebendigkeit *unserer* Gemeinde? Womit beschreiben wir, wer wir sind? Katechese und Caritas, also Verkündigung und praktizierte Nächstenliebe, gemeinschaftliche Aktivitäten und Feste – das alles ist schön und wichtig für eine lebendige Gemeinde. Aber das Gebet ist der Ort der Vergewisserung und Bestätigung unserer Identität als Einzelne und als Gemeinschaft: Wir sind Kinder Gottes und leben vor seinem Angesicht. Besonders im Hochgebet der Eucharistie stehen wir mit der ganzen Kirche als Leib Christi in seiner Beziehung zum Vater. Kirchenbesuch ist deshalb nicht nur ein beliebiges Element kirchlicher Statistik. Ob der Sonntag für uns wirklich der „Tag des Herrn“ und die Eucharistie der Kernpunkt dieses Tages ist, entscheidet darüber, wie sehr wir uns von Gott her begreifen und beschreiben.

Während die Politik die Familie wiederentdeckt, müssen wir weitergehen und uns auch da fragen: Welchen Raum nimmt das Gebet in unseren Familien ein? Wie sehr verstehen wir die Beziehungen in diesen Hauskirchen zwischen den Ehepartnern, zwischen Eltern und Kindern auch von Gott her und mit ihm lebendig verwoben?

Und schließlich: Auch für alle besorgten Fragen nach dem Grundbestand des christlichen Abendlandes, die in letzter Zeit immer wieder zu hören sind, liegt hier die Antwort: Nicht museale Kunstschatze, nicht kulturelle Errungenschaften, auch nicht ein gemeinsamer Wertekanon oder die Erwähnung Gottes in irgendeiner Verfassung, sondern wie weit wir uns von Gott her begreifen in einer lebendigen Beziehung, in Gebet und Gottesdienst, bestimmt, wer wir sind und was Europa ist.

Verweilen wir noch ein wenig betend mit der Urgemeinde in Jerusalem und lassen wir uns stärken durch die Kraft des Geistes in der Würde und der Sendung als Kinder Gottes. Amen.